

Barocke Töne

Unten wummernde Bässe, oben «Seelenruh»: ein Fest der Klassik im Progr. 26

Böse Programme

Warum selbst Sicherheits-Software zur Spionage missbraucht werden kann. 28

Starke Stimmen

Eine Castingshow, in der sich keiner zum Affen macht: «Voice of Switzerland». 32

**Scharfe Sprüche**

Nichts ist ihm heilig, und Feinde hat er viele: der Satiriker Bassem Youssef. 27

Der kleine Bund



Schöne, verletzte, junge Mädchen drehen alle Beziehungsspiele um: Szene aus «Boys Are Us», dem neuen Spielfilm von Peter Luisi. Foto: Solothurner Filmtage

Heute noch jung, morgen schon alt

Die 48. Solothurner Filmtage, Werkschau des Schweizer Films, sind in vollem Gang. Einige Werke sind durch ihre leise Radikalität aufgefallen.

Christoph Schneider

«Filmische Radikalität» - so heisst jetzt ein riskanter Lieblingsbegriff an den 48. Solothurner Filmtagen. Sie kann sich laut äussern, damit man sie nicht übersieht, oder leise, weil sie das Laute nicht nötig hat. Manchmal scheint sie einem authentisch und manchmal simuliert, und im Grunde ist es nur ein nebulöses Wort, das sich gut in Programmheften macht. Aber des einen Radikalität ist dann vielleicht des anderen Langeweile. Es ist eine Frage der Abgebühtheit oder der Sentimentalität, beispielsweise. Es kann auch passieren, dass man später draufkommt, ein Klischee für radikal gehalten zu haben in einem gegebenen kitschigen Moment.

Ums nächste Eck

Untrüglich sind die eigenen Radikalitätskriterien nie. Am nächsten kommt der Untrüglichkeit womöglich das Gefühl, ein Filmemacher habe sein Herzblut nicht schon bei einer Definition des Radikalen verpöfelt. Es seien ihm nämlich die Liebe und Konsequenz, mit der er sein Thema behandelte und formte, schlichtweg selbstverständlich gewesen. Einige Filme im Solothurner Programm - unterschiedlich in Form und Sujet - sind in den ersten Filmtagen derart tatsächlich an die Wurzeln des Lebendigen gegangen.

Radikal, wenns denn sein soll, war in «Von heute auf morgen», im Dokumentarfilm des Baselbieters Frank Matter, einfach die beharrliche Empathie, mit der hier einer alte Leute beobachtete, denen es gut ging, solange man sie glauben liess, es ginge ihnen gut. Das war die Frau Willen unter anderem, 94 Jahre alt, die jeden Tag dasass und sich sehr gut ge-

launt fragte, wie lange sie wohl noch dasitzen werde. Und die Frau von der Spitex erzählte ihr, was es Neues gab «im Staate Schönenbuch», Kanton Baselland, zum Beispiel, dass der Sütterlin Ernst gestorben sei, und die Frau Willen sagte: «Ah, der vom Zoll unten», so, als wäre ihr der Sütterlin nur rasch ums nächste Eck vorausgegangen.

Da war auch die Frau Fröhlich unter anderem, 95-jährig, ein Reibeisen, das milder geworden sei im Alter, wie die Tochter sagte. Sie hatte noch immer ein paar böartige Kanten. Aber man konnte es ihr weiss Gott nicht nachtragen, dass sie sich wehrte, als die Spitex ihr das Hörgerät verräumen wollte, weil eine gestresste Pflegerin, die es gut meinte und es mit der Frau Fröhlich gewiss nicht leicht hatte, vergass, dass auch ein alter Mensch noch nach fünf Uhr abends fernsieht. Und plötzlich waren sie beide im Heim, die Frau Willen und die Frau Fröhlich, und fanden, da sei doch etwas nicht in Ordnung.

Lakonie in Todesnähe

Natürlich war es nicht in Ordnung. Natürlich war es in Ordnung. Das Feine und Sorgfältige an Frank Matters Film war gerade seine disharmonische Lakonie in Todesnähe: nicht wertend und verurteilend, durchaus unsicher in seiner Parteilichkeit und im vollen Bewusstsein, dass ein Widerspruch bleibt zwischen der Alterswürde und der Notwendigkeit von Stützstrümpfen und regelmässig gewechselten Windelhöschchen.

Am anderen Ende des Generationenspektrums, dort, wo erwachsenes Leben noch kaum begonnen hat und man trotzdem oft ans Sterben denkt, spielte «Boys

Are Us», der neue Spielfilm des Zürchers Peter Luisi («Der Sandmann»). Mindestens als formales Konstrukt war das ebenfalls von durchdachter, um nicht zu sagen: durchkomponierter Konsequenz. Schöne, verletzte, junge Mädchen (das älteste war unter zwanzig, das jüngere trug noch Zahnsperre) drehen hier alle Verliebtheits- und Beziehungsspiele um in einem Racheexperiment mit den männlichen «Arschlöchern». Ausserdem hatte man es zu tun mit einem ziemlich geschick-

«Nackte Haut im Schweizer Film»

Halten die Filme, was sie versprechen?

Man mag ja dem Schweizer eine gewisse Verschämtheit nachsagen, sie ist aber vermutlich nicht grösser als anderswo, und im Kino hat der unbekleidete Mensch bei seinem menschlichen Tun immer ein Publikum gefunden. Oder wie Werner Kunz (86), ein Pionier des Naturistenfilms kürzlich gesagt haben soll: «Di Blutte, die ziehd.» Recht hat er.

Sehr gut besucht an den Filmtagen war die samstägliche Podiumsveranstaltung «Nackte Haut im Schweizer Film», ein kleiner historischer Exkurs mit Filmbeispielen, der dem erotisch gestimmten Amusement mehr diente als der tieferen Erkenntnis. Der sittliche Unernst war zwar seriös und geradezu wissenschaftlich getarnt (Moderation: Matthias Uhlmann, Filmwissenschaftler und Redaktor beim Filmjahrbuch «Cinema»), aber nicht zu verbergen.

Erkennbar waren die libertären Bewegungen in der Entwicklungsgeschichte

ten Versuch über die Willensfreiheit. Luisi kam zu zwei tragischen Resultaten und einer melodramatischen Lösung. Das war so weit niet- und nagelfest - und kaltherzig logisch. Es fehlte dem Ganzen an der Wurzel höchstens etwas menschliche Herzenswärme.

Von den Bienen lernen

Die fehlte dem Dokumentarfilm «Der Imker» des in Bern lebenden Kurden Mano Khalil gewiss nicht. Er zehrte und han-

delt von einer unerschütterlichen Lebenswürdigkeit. Sie ging von Ibrahim Gezer aus, dem Bienenzüchter und heimatlosen Flüchtling (denn seine Heimat blieb immer Kurdistan, und dort lagen nur noch die Trümmer und Gräber eines vergangenen Lebens), dem man in der Schweiz sagte, die Imkerei sei hier kein Beruf, sondern ein Hobby. Ein sanfter Mann war das, ein höflicher Musterasylant gewissermassen, der seine Trauer in sich begrub und sich, wie er sagte, an den klugen Bienen in ihrer natürlichen Harmonie ein Beispiel nahm. Es war ihm wie angeboren gegeben, sich den Menschen angenehm zu machen, und es wurde ihm Freundschaft mit Freundschaft vergolten, dort, wo er lebte und seine Bienenvölker pflegte.

Aber ein weichlicher Film war das nicht. Es hat darin bei aller Diskretion eben auch ein Lebensdrama heftig und ab und zu pathetisch gewettert: die Geschichte eines Überlebenden aus dem kurdischen Unabhängigkeitskampf, der den eigenen Sohn nicht selbst begraben durfte (hier bleibt «Der Imker» allerdings vage im Faktischen); und die Tragödie eines alten Emigranten, dem die Heimat Fremde wurde und die Fremde nicht Heimat geworden ist, so gut es Ibrahim Gezer und die Schweiz auch miteinander meinen.

Und item: Wahrscheinlich ist das zutreffendste Synonym von «Radikalität» einfach «Wahrheit».

Alle besprochenen Filme werden in Solothurn nochmals gezeigt: «Von heute auf morgen» und «Der Imker» am 29., «Boys Are Us» am 30. Januar. www.solothurnerfilmtage.ch.

der entblösten Lasterhaftigkeit. Das begann mit den Skandalchen, die in den Fünfzigerjahren Werner Kunz' Bilder von recht züchtig badender Nacktheit und unepilierter Natur auslösten. Das ging über den «weichen» Sex in den Filmen von Erwin C. Dietrich («Ich - Ein Groupie», 1977), «die alles versprochen und nichts hielten», wie Edi Stöckli, Produzent und Experte für filmische Erotika, sagte. Und es endete beim Porno, der alles hielt, was er versprach.

Man unterschied zwischen der simpel stöhnenden und der künstlerisch nachbearbeiteten Art. Nicht ganz zwingend schien im Übrigen Edi Stöcklis Aufruf, den Pornofilm von seiner «Anrührigkeit» zu befreien, da doch die Anrührigkeit vermutlich ein wesentlicher Teil der Ersatzlust ist. Ihr verdankt die in Solothurn gewürdigte nationale Pornografie womöglich eine auch international taugliche Verschwitztheit. (csr)